

«Was hat das mit Dir zu tun?»

Text – STEPHANIE ELMER

Am Anfang dieser Ausgabe stand Jean-Michel Basquiat. Und seine gigantischen Werke, vor deren Dimensionen und farbenfroher Komplexität wir mit den grossen Augen eines staunenden Kindes standen. Dass er, Basquiat, in den 1980er-Jahren insgesamt vierzehn Mal in die Schweiz reiste, von St. Moritz bis ins Appenzellische – wo nicht zuletzt die «Bratwurst-Edition» entstand. Die Geschichte faszinierte uns. Und wir wollten, ja mussten, sie einfach erzählen. Da aber gerade keine Ausgabe geplant war, in der sie thematisch gepasst hätte, entschlossen wir uns kurzerhand, einfach eine zu machen. Eine Ausgabe zu Schwarzen Menschen in der Schweiz. Schnell gesellte sich James Baldwin zu Basquiat. Baldwin, die grosse intellektuelle Stimme der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, reiste in den 1950er-Jahren in die Schweiz; in seinem Essay «Fremder im Dorf» erzählt er von dieser Reise und von den Erfahrungen als wohl erster Schwarzer Mensch in Leukerbad. Und dann? Baldwin und Basquiat, Basquiat und Baldwin, zwei aussergewöhnliche Geschichten. Da konnte man nicht viel falsch machen. Aber zwei Geschichten machen noch kein Magazin. Zudem hatten beide eine Aussenperspektive auf die Schweiz. Und wir interessierten uns auch für den



Angélique Beldner

«Blick von innen». Während wir recherchierten, wurden wir unsicher. Denn so gross unsere Freude anfangs war, so unterschiedlich waren die Reaktionen, die wir bekamen. «Eine Ausgabe zu Schwarzen Menschen in der Schweiz? Das kann man nicht machen, da hat es zu viele Fettnäpfchen», sagten die einen. «Diese Ausgabe müsst ihr stoppen», die anderen. Währenddessen sprangen erste Inserenten ab. Das Thema ist politisch und gesellschaftlich aufgeladen und niemand wollte sich daran die Finger verbrennen. Doch je mehr Widerstand der Ausgabe entgegen wehte, desto dringlicher wurde sie

für uns, denn da schien ein grosses Tabu zu sein. Vor der Unsicherheit aber waren auch wir nicht gefeit. Dürfen wir als «weisse» Redaktion das Thema überhaupt aufgreifen? Was, wenn wir in diesem Eiertanz die falschen Schritte machen? Menschen verletzen? Einen Sturm der Empörung auslösen? Die Ausgabe nicht zu machen, wäre einfacher gewesen.

«White Fragility», weisse Zerbrechlichkeit, nennt es die amerikanische Soziologin Robin DiAngelo – und fängt damit die Unsicherheit und die fehlende Bereitschaft, über Rassismus zu sprechen, mit einer Begrifflichkeit auf.

Bald schwammen auch wir im Strudel der Zerbrechlichkeit und wollten diesen thematisieren – bei einem Gespräch mit den beiden Journalistinnen Angélique Beldner und Silvia Binggeli über Rassismus, die Angst, etwas Falsches zu sagen, und die Ereignisse des letzten Sommers.

Wohl kaum jemand möchte Rassist sein. Und dennoch sprechen die wenigsten gerne über Rassismus. Weshalb tun wir uns so schwer damit?

Angélique: Ich denke, dass sich die Mehrheit von uns bisher einfach zu wenig damit auseinandergesetzt hat. Dann sind viele erschrocken, als Rassismus

letztes Jahr plötzlich zu einem richtig grossen Thema wurde. Die erste Reaktion von vielen war – huch, was, in der Schweiz? Wenn wir uns mit dem Rassismus in der Schweiz beschäftigen wollen, bedeutet das, dass wir uns mit unseren Strukturen auseinandersetzen müssen. Wir tun uns schwer damit, weil jeder gerne denken möchte, dass Rassismus nur die anderen betrifft und nicht einen selbst. Spreche ich etwa in meinem Umfeld über Rassismus, werde ich oft etwas zur Spielverderberin, weil sich dann Menschen, die mir nahestehen, auf einmal angegriffen fühlen. Sie lernen mich von einer neuen

Seite kennen. Das sind nicht nur angenehme Momente. **Silvia:** Am einfachsten ist es, dort über Rassismus zu sprechen, wo plumpe Bemerkungen gemacht werden. Wo engstirniges, rassistisches Gedankengut unverfroren oder offensichtlich gezeigt wird. Da kann ich reagieren und klarer sagen: Hallo, das geht nicht. Kompliziert ist es dort, wo der Rassismus in versteckten Stereotypen tief verankert ist, in Bildern, die uns alle geprägt haben. Da sind Diskussionen hartnäckiger und anstrengender. **Angélique:** Für mich sind solche Momente auch schwierig, weil sie eben auch das nahe Umfeld betreffen können, Menschen, die man liebt. Jemand, der mir sehr nahe steht, hat mir im vergangenen Sommer einmal gesagt: «Wenn das alles rassistisch ist, was du hier jetzt ansprichst, würde das ja in der Konsequenz heissen, dass auch ich rassistisch bin.» Solche Diskussionen sind schwierig. Aber sie sind wichtig.

Seit letztem Sommer wurde viel über Black Lives Matter (BLM) gesprochen. Zurück bleibt auch ein Unbehagen.

Silvia: Ich glaube, es ist extrem wichtig, dieses Unbehagen zu thematisieren. Nach den Kundgebungen rund um BLM liegt das Thema nun auf dem Tisch. Fragen zu Rassismus können nicht mehr einfach ignoriert werden. Gleichzeitig sind viele weisse Menschen verunsichert, leider selbst jene, die keinen Rassismus dulden wollen. Sie fragen sich: Kann ich mich eigentlich nur noch falsch verhalten? Diese Phase gehört zu der wichtigen und nötigen Auseinandersetzung mit dem Thema. Da müssen wir nun durch – aber gemeinsam, ohne gegenseitige Vorwürfe.

Viel falsch machen kann man zum Beispiel mit der Frage, woher jemand kommt. Geht das nicht auch zu Lasten eines gegenseitigen Interesses?

Silvia: Angélique, stört dich diese Frage?

Angélique: Wenn mir eine Nachbarin, die ich vielleicht schon länger kenne, in einem spannenden Gespräch irgendwann diese Frage stellt, dann ist es für mich etwas völlig anderes, als wenn die sie einfach im luftleeren Raum gestellt wird. In Städten wie London, wo viel mehr People of Color leben, habe ich

das Gefühl, dass diese Frage weniger gestellt wird. Und zwar weil es längst in den Köpfen angekommen ist, dass Menschen «von da» alle Hautfarben haben können.

Silvia: Das würde ich unterschreiben. Ich habe das Gefühl, dass es nicht die Frage ist, die entscheidend ist, sondern die Haltung dahinter. Ich denke, es kann auch umso wichtiger sein, zu sagen: Hey, ich bin hier aufgewachsen, mein Vater ist aus Westafrika. Um zu zeigen, dass meine Geschichte ganz normal zur Schweiz gehört und sie bereichert. Entscheidender als Fragen zu meiner Herkunft oder meinem Aussehen ist, was mein

Aussehen oder meine Herkunft beim Gegenüber auslösen. Im schlimmsten Fall eben eine bewusste oder unbewusste negative Bewertung.

Angélique: Es gibt Dinge, die einfach schwer nachzuvollziehen sind, wenn man sie selbst nie erlebt. Das ist verständlich. Umso wichtiger finde ich es aber, dass man eben darüber spricht. Es gibt ja mittlerweile People of Color, die sagen, sie würden mit «Weissen» nicht mehr über Rassismus sprechen. Ich kann das sogar ein Stück weit verstehen, weil diese Auseinandersetzung auch schmerzhaft sein kann und oft nicht an das gewünschte Ziel bringt, jedenfalls nicht auf Anhieb. Und doch finde ich: Das kann nicht der richtige Weg sein!

Silvia: Oft wird auch gesagt: Ich bin im Fall auch gehänselt worden wegen meinen roten Haaren oder weil ich übergewichtig bin – ist das denn weniger schlimm? Natürlich nicht! Aber: Es gibt keine Geschichte von Menschen mit roten Haaren, die darum auf der ganzen Welt diskriminiert werden, und keine Geschichte von Menschen, die wegen ihres voluminösen Körpers weniger Zugang zu Bildung haben. Das ist der Unterschied.

Angélique: Und dann werden dich aber ganz viele Leute fragen: Was hat das mit dir zu tun? Du bist ja hier aufgewachsen, in diesem reichen Land, gut eingebettet, ohne Diskriminierung. Was sagst du dann?

Silvia: Dann sage ich: Ja, das stimmt. Ich kann meine Geschichte nicht mit jemandem vergleichen, der in den

USA aufgewachsen ist. Der täglich um sein Leben fürchten muss. Aber was ich tatsächlich auch erlebt habe, dass mir Leute gesagt haben, ich solle zurück in den Busch gehen, dass meine Mutter sich vor Gericht erklären musste, weshalb sie ein unehliches Kind und dann auch noch mit einem Afrikaner hat. Letztes Jahr wurde mir umso mehr bewusst, wie stark diese negativen Wertvorstellungen anderer auch mich begleitet haben. Und manchmal hatte ich fast ein schlechtes Gewissen zu sagen: Hey, ich bin eigentlich auch betroffen. Die grosse Frage, die ich mir selber immer gestellt habe: Weshalb geht mir die Geschichte mit George Floyd so unglaublich nah? Ich musste nie um mein Leben fürchten. Ich hatte alle Mög-



Silvia Binggeli

lichkeiten, führe ein tolles Leben. Ich bin aufgestiegen – vielleicht hat es mir dabei sogar geholfen, dass ich ein wenig anders aussehe. Wer weiss. Aber wenn ich ganz ehrlich bin, hatte ich auch immer das Gefühl, besser sein zu müssen als andere, da andere mich schon früh durch abschätzige Bemerkungen wissen liessen, dass ich hier nicht richtig hingehöre. Und so, wie mich das im Kleinen betrifft, hat es in Amerika dazu geführt, dass ein Mensch umgebracht wurde. Obwohl er gesagt hat, dass er nicht mehr atmen kann. Und das wegen dieser wunderschönen Haut, die einfach etwas dunkler ist!

Die Geschichte von George Floyd ist jetzt ziemlich genau ein Jahr her. Was ist seither passiert?

Angélique: Es ist sehr viel Positives passiert. Es war ein wichtiger Anstoss. Manchmal habe ich Angst, es könnte auch eine Art Rückwärtsbewegung geben. Weil es niemand mehr hören mag. Aber vielleicht braucht es das eben auch. Vielleicht gehen wir manchmal drei Schritte vorwärts und einen oder sogar zwei wieder zurück. Das ist okay und gehört dazu, solange es trotzdem vorwärts geht.

Silvia: Ich glaube auch, es hat diesen Knall gebraucht. Jetzt müssen wir schauen, dass wir nicht in eine radikale Gegenbewegung kommen, in der man nichts mehr sagen kann oder wir darüber diskutieren, ob eine Weisse einen Text von Amanda Gorman übersetzen darf. Ich glaube, diese Extremhaltungen können leicht von der eigentlichen Aufgabe ablenken: Gemeinsam gegen rassistische Stereotypen in unseren Köpfen anzukämpfen.

Eine Unsicherheit, die BLM zurückgelassen hat, liegt in der Sprache. Wie benennen wir etwas? Was darf man noch sagen?

Silvia: Ich wusste zum Teil selber nicht, was ich noch sagen darf. Ob ich überhaupt sagen kann, dass ich Schwarz bin. Auch tue ich mich schwer mit dem Begriff «People of Color». Ich möchte nicht POC genannt werden, mir ist der Begriff zu steril, zu akademisch. Ich versuche mich daran zu halten, weil ich den Hintergrund kenne. Am liebsten sage ich: Ich bin die Tochter einer Schweizer Mama und eines westafrikanischen Vaters. Ich war noch nie «Schwarz» oder «weiss». Für mich hat es noch nie etwas anderes gegeben, als divers zu denken.

Da sind auch die Wörter, von denen man forderte, sie zu verbannen – etwa für Süssspeisen mit Füllung.

Angélique: Mir war bis letzten Sommer nicht bewusst, dass dieses Wort tatsächlich noch offiziell in Gebrauch ist. Ich dachte, wir hätten diese Diskussionen schon vor Jahrzehnten geführt und abgeschlossen. Dass sie nun wieder entstanden, verschlug mir teilweise den Atem. «So ein unnötiges Drama wegen eines Wortes», hörte ich oft. Wenn ich gesagt habe, dass mich das Wort stört, bin ich auf grosses Erstaunen gestossen. Nach dem Sommer hatte ich das Gefühl, dass der Umgang liberaler wurde. Viele waren bereit, das Wort abzugeben.

War mit dem Wort das Gedankengut auch weg?

Angélique: Viele Leute sind zu mir gekommen und haben gesagt: «Hey, ich glaube, ich habe die Situation falsch eingeschätzt.»

Silvia: Ich hatte ähnliche Reaktionen. Vorher musste ich oft machen, was ich ungern tat: Nämlich das «Betroffenen-Argument» einwerfen, erzählen, dass man mir als Kind eben auch «Mohrenkopf» nachgerufen hat

und ich dann heulend weggerannt bin. Dass ich das erzählen musste, um Verständnis zu bekommen, hat mich immer auch gestört. Ich möchte nicht die Betroffene sein, das klingt auch nach Opferhaltung.

Ist Rassismus für euch erst jetzt ein Thema?

Angélique: Lange war Rassismus für mich kein Thema, weil ich nicht wollte, dass es eines ist. In meinem Beruf etwa wollte ich als Journalistin wahrgenommen werden und nicht als Schwarze Journalistin. Auch privat wollte ich meine Hautfarbe möglichst nicht thematisieren. Was Rassismus betrifft, habe ich ihn lange Zeit ausgeblendet statt benannt.

Welche Rolle haben die Medien?

Silvia: Man kann das Thema nicht endlos diskutieren. Aber in Bezug auf Sichtbarkeit und Aufklärung wird in den Medien eindeutig zu wenig gemacht. Wir müssen nicht ständig über Rassismus reden. Wir müssen das Thema weiterspinnen. Ich bin mir nicht sicher, ob viele Medienvertreter sich das vornehmen – nicht der Quote wegen. Sondern um Brücken zu schlagen.

Angélique: Das sehe ich auch so. Wir haben über Rassismus berichtet. Jetzt kommt der nächste Schritt: Wir sind eine diverse Gesellschaft. Unsere Aufgabe als Medien-Vertreter und -innen ist es, diese auch wirklich in ihrer ganzen Diversität abzubilden. Da können wir noch zulegen.

Silvia: Es müssen Formate, Bühnen geschaffen werden, wo die Leute dir zuhören. Weil sie es spannend finden und sich nicht auf einer Anklagebank fühlen.

Die Geschichte mit Baldwin in Leukerbad ist in erster Linie einfach grossartig und nicht vordergründig eine Geschichte über Rassismus. Wir sollten keine Zeit mehr verlieren, kontrovers zu diskutieren, ob es Rassismus hier gibt. Die Diskussionen dürfen keine gegenseitigen Angriffe sein. Das erzeugt Abwehrhaltung.

Was würdet ihr euch wünschen?

Silvia: Dass versucht wird, mehr blinde Flecken aufzudecken. Visibilität und gegenseitige Offenheit.

Angélique: Ich denke an die Schulen. Diese haben eine grosse Verantwortung. Und es ist aus meiner Sicht enorm wichtig, dass diese wahrgenommen wird. ●

ANGÉLIQUE BELDNER war 16 Jahre Radio-Journalistin, bevor sie 2015 zum Fernsehen wechselte. Dort moderiert sie die Tagesschau und die Quiz-Show «1 gegen 100».

SILVIA BINGGELI ist Journalistin und war während zwanzig Jahren beim Magazin Annabelle – zuletzt als Chefredakteurin.

STEPHANIE ELMER ist Co-Chefredakteurin von Transhelvetica und inhaltlich für diese Ausgabe verantwortlich.



Stephanie Elmer

HAUTFARBEN

So bunt ist die Schweiz

Bei der Recherche für diese Ausgabe haben wir die Hautfarben-Stifte entdeckt (S.21). Ein Set mit zwölf Stiften in den unterschiedlichsten Tönen, die mehr sind als «nur» Farbstifte. Sie zeigen, wie einseitig unsere Wortwahl ist, wenn wir eine Farbe als «hautfarbig» bezeichnen.

